

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 37

Artikel: Das Altarbild [Fortsetzung]
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

30. September

□ □ Säerspruch. □ □

Don C. F. Meyer.

Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung,
Die Erde bleibt noch lange jung.
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht:
Die Ruh ist süß, es hat es gut.

Hier eins, das durch die Scholle bricht:
Es hat es gut: süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

□ □ Das Altarbild. □ □

Don Meinrad Lienert.

1. Fortsetzung.

Das Maitli sah ihn ein Weilchen mit lachenden Augen an. „Heja“, machte es kichernd, „dann, glaube ich, täte ich's. Aber das gebe ja eine Bauernmuttergottes.“ Sie ward plötzlich brandzündrot. „Macht, macht, helfst das Gras auf den Karren werfen! Wir müssen zum Nachteffen!“ rief sie hastig aus und begann mit beiden Armen das abgemähte Gras auf den Karren zu werfen. Er half schmunzelnd mit, und wie nun der Karren geladen war, umfaßte er mit einem male das Marieli, setzte es auf das duftende Gras und fuhr mit der ganzen Ladung auf das Tennor los. Und obwohl es sie schüttelte und rüttelte, als wollte es ihr die Seele im Leib zusammenbuttern, blieb sie doch stiller sitzen als sie es jemals in des alten Patriarchen Abrahams Schoß getan hätte.

„Ihr seid aber einer!“ sagte sie kichernd.

„Ja, das weiß ich,“ gab er zurück.

Da lachte sie auf als trüge sie ein Spottbroffelnest im Herzen.

Jetzt ging drüben im Tätzchause die Türe. Der Kirchenvogt Johannes trampete auf das Stiegenbrücklein heraus.

„Marieli!“ rief er.

Keine Antwort. Er beschattete seine Augen mit der Hand. Wahrhaftig, dort drüben bei der Scheune stieß der eben angekommene Maler schon sein Maitli auf dem Graskarren ins Tenn.

„Marie!“ rief er stärker.

Es kam aber erst recht keine Antwort.

„Donnerwetter abeinander! brummte der Alte. „Raum eine halbe Stunde ist der Bursche hier, und jetzt stößt er

schon mein Maitli im Graskarren herum. hm, hm. Wär er mir nicht vom Pfarrer anempfohlen, ich tät ihn gleich wieder ein Haus weiter weisen. Auf alle Fälle kann's nicht schaden, die Augen offen zu halten. Städtervolk — Flattervolk. Der würde dem Marieli ein rosenrotes Himmelbett vormalen. He da, sackerlot, sackerlot!“ fuhr er schimpfend herum, „tu doch nicht wie ein Wolf im Geißgaden!“

Die Haustüre schlug dem Alten an den Rücken, der Franztöneli stürmte aufs Stiegenbrücklein und lärmte: „Großvater, Großvater, jetzt hat das Marieli die Milch herausgeschieden lassen, über den ganzen Herd und über den ganzen Küchenboden ist sie herausgefotten. Kommt und schaut!“

„Kreuzdonnerhagel, hättest du denn nicht auch dazu schauen können, du Lappi!“

Und schon hatte der Bub seine Backenpeife weg.

„He,“ pfeifte der Franztöneli herzerbrechend, das Marieli hat gesagt, sie sei gleich wieder zurück, ich solle derweilen den Tisch decken, hat sie gesagt, und und,“ schrie er plärend auf, „und für den Maler soll ich das geblüimte Nacheli mit dem brennenden Herzen aufstischen, hu hu hu . . .“

„Pflenn doch nicht so!“ besänftigte der Alte. „Wir haben gottlob noch mehr Milch im Hause. Lauf jetzt hinüber ins Tenn, der Maler und das Maitli sollen zum Nachteffen kommen, sackerlot, sackerlot!“

Brummend machte er sich ins Haus. Der Franztöneli aber jagte hinüber in die Scheune, wo der Maler mit des Kirchenvogts Maitli das Vieh fütterte, und schrie schluchzend: „Marieli, Marieli, nun ist die Milch doch herausgefotten!“

Am andern Abend war im Pfarrhaus Kirchenratsitzung. Es saßen da beisammen der Herr Pfarrer, der Gemeindepräsident Hanspeter, der Kirchenvogt Johannes, der alte Jakobseß und der Schulmeister, als Schreiber des Kirchenrates von Stagelegg.

Lange Zeit saßen sie beieinander und redeten von allem Möglichen und Unmöglichen, nur nicht von der neuen Kirche, wegen der sie doch zusammenberufen worden waren. Nämlich die Pfarrsößchin befand sich in der Stube, und solange sie mit Abstauben der alten Möbel nicht fertig war, ging sie nicht hinaus, selbst wenn der heilige Vater ein Konsistorium in der Stube abgehalten hätte. War der Pfarrer der Hirt und die Gemeinde die Herde, so glich sie einer drohenden Wetterwolke, die auch beim schönsten Wetter zu bligen und zu donnern anfangen konnte, worauf dann gewöhnlich vor ihr Herde sowohl als Hirt Reißaus zu nehmen pflegten. Der Pfarrer hätte es eher gewagt, dem berühmten Becher unter die Knochen des Meeres nachzuspringen, als der Schwester Rößchin zu verdeuten, sie sei in der Stube überflüssig, denn er liebte den Frieden über alles. Endlich ging sie. Da eröffnete der Präsident die Sitzung, indem er kund tat, daß es sich nun darum handle, erstlich, ob man das Gewölbe und die Wände des Kirchleins mit vergoldetem Stuk zieren wolle oder nicht, und zweitens, was man für ein Bild ob den Hochaltar malen zu lassen gedenke.

Der Kirchenvogt als Fondsverwalter nahm dem Präsidenten das Wort weg, noch ehe er geschlossen hatte. Es sei kaum Geld genug im Kirchenfädel, brummte er, für ein einfaches geweißeltes Kirchlein, geschweige den für eine rauschgoldene Kirche voll Firislanz. Er begreife nicht, für was man die Wände und Decke so großartig herausputzen wolle. Eine Kirche sei eine Kirche. Man könne in einer geweißelten ebenso Gott dienen, als in einer, die voll Flitterzeug hange. Zudem hätten die drei Glocken ein Narrengeld gekostet, und es werde sich noch fragen, ob im Heuet die drei neuen Glocken das Unwetter besser von Stagelegg abzuhalten vermögen, als das alte bewährte Glöcklein, das man so dünn ins Weinhaus der Nachbargemeinde verschenkt habe. Es heiße jetzt sparen, die Kirchensteuer werde so groß genug. Wenn aber der Herr Pfarrer irgendwo eine Goldgrube wisse, könne man seinetwegen die Kirche auch außerhalb bis über den Kirchturmknopf hinaus vergolden.

„Ei freilich,“ sagte daraufhin der alte Pfarrer, „allweg weiß ich eine Goldgrube, Kirchenvogt, das ist der opferwillige Glaube unserer gesamten katholischen Welt. Und die habe ich im Sinne redlich und unentwegt auszubeuten, bis es für ein würdiges prunkvolles Gotteshaus so gut langt, wie für die drei Glocken, die unserm häuslichen Kirchenvogt einmal freudig ins bessere Jenseits läuten sollen. Nein, Johannes, mit deinem geweißelten Kirchlein mußt mir nicht kommen. Ich will nicht, daß ihr unter der Predigt die Fliegen an den Wänden zählt, weil ihr sonst nichts würdigeres zu sehen habt. Voll Gold und Glanz will ich die Kirche haben und will nicht ruhen, bis hellfarbene und grellbunte Scheiben und allerlei Zierwerk Alleluja durchs Kirchlein schreien. Einfach und nüchtern habt ihr's ja zu Hause in den Bauernstuben. Kommt ihr mir aber in die Kirche, soll nicht nur die Orgel Hosanna singen, sondern auch Altar und Kirchlein über und über, auf daß sie in euren erkälteten Herzen die wärmenden Lichter

der Hoffnung anzünden, auf daß euch das kleine Haus Gottes einen Vorgeschmack gibt von der Burg Gottes im himmlischen Jerusalem. Das jubelnde Kirchlein soll euch sagen, daß ihr nicht umsonst auf dieser Welt übel gelitten und gestritten habt. Jubilieren sollen alle Kirchengewölbe, und ist's nur ein rauschgoldener Himmel, so wette ich mit euch was ihr wollt, daß er jedes arme und trostbedürftige Herz zu Gott emporzieht. Ich will aus meiner Kirche keine kalte Gemeindestube machen, in der man die Langeweile an allen Wänden herumkriechen sieht. Zudem tät' ich mich für die ganze Gemeinde schämen, wenn mir der Herrgott im Himmel einmal sagte, daß er in Stagelegg in einem armseligen, geweißelten, totlangweiligen Kirchlein habe wohnen müssen, während er bei unsern Nachbarn in Fluhbachport, die doch auch keine Grafen seien, in einem wahren Palaste zu Gast gewesen sei.“

Der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher brummte eine Weile vor sich hin; doch als auch der Präsident Hanspeter dem Pfarrer zustimmte, sagte er: „Ja, wenn der Pfarrer über unsere Kirche einen Goldregen niedergehen lassen kann, dann pugt sie meinetwegen heraus wie ihr wollt.“ Kurzum, der Kirchenrat von Stagelegg wollte sich im Himmel von den Fluhbachpörtlern nicht übertrumpfen lassen und so wurde denn beschlossen, die Kirche mit Stukkatur und Vergoldung aufs reichste auszuschnücken. Für die Kosten versprach der Pfarrer aufzukommen, indem er sich an die gesamte Christenheit auf hundert Meilen Nachbarschaft wenden wollte.

Der alte übelhörige Kirchenrat Jakobseß schüttelte in einem fort den zipfelbekappten Kopf, sagte aber nichts als alleweil: „Das sind Zeiten, das sind Zeiten!“ Der Gemeindepräsident aber meinte schmunzelnd: „Am End bringt der Herr Pfarrer so viel Geld zusammen, daß noch ein Restchen übrig bleibt für ein Sträßchen zum neuen Allmeindstall.“

„Hanspeter, Hanspeter!“ machte, schallhaft mit dem Finger drohend, der Geistliche.

Soweit war alles in ziemlichem Einverständnis behandelt worden. Als man aber ans zweite Traktandum kam und entschieden werden sollte, mit was für einem Bild man den Hochaltar schmücken wolle, rückte jeder mit einem andern Vorschlage auf. Der Pfarrer wollte Mariä Himmelfahrt dargestellt sehen. Der Gemeindepräsident Hanspeter wünschte den Apostel Petrus auf das Gemälde zu bringen. Und der Kirchenvogt Johannes wollte durchaus den Liebesjünger und Apostel Johannes ob dem Hochaltar gemalt haben. Zum ersten, sagte er, sei der Apostel Johannes Kirchenpatron zu Stagelegg und zum andern stände der Liebesjünger Johannes, der es mit dem Heiland allzeit so gut gekonnt habe, der Kirche gewiß besser an als der Apostel Petrus, der in der Leidengeschichte doch einmal eine bedenkliche Rolle gespielt habe. Aber nun trat der Gemeindepräsident Hanspeter erst recht hartnäckig für seinen Namensheiligen ein. Der heilige Petrus sei denn doch, meinte er unter andern, der Apostelfürst und bedeute mehr als alle elf andern Apostel zusammen und ihm und niemand andern habe der Herrgott die Schlüssel des Himmelreiches übergeben.

„Der Liebesjünger muß auf das Bild!“ begehrt der alte Johannes auf.

„Den Apostelfürsten will ich haben!“ rief der Gemeindepräsident.

„Und mir,“ sagte nun stotternd der übelhörige Jakobseh, „mir muß der Apostel Jakobus, der ältere auf das Bildnis und kein anderer. Zum ersten darf er sich neben den andern Aposteln wohl sehen lassen und zum andern heißen die Mannsleute der halben Gemeinde nach ihm und zum dritten und letzten . . .“

„Ich meinerseits,“ wagte der Schulmeister die stotternde Rede zu unterbrechen, „wäre für den Apostel Thomas. Nicht etwa bloß, weil er mein Namenspatron ist, sondern auch . . .“

„Was,“ schnarchelte ihn der Kirchenvogt ab, „den Apostel Thomas willst du auf dem Bildnis haben? Ist er denn nicht der erste gewesen, der an unserm Herrn und Heiland gezeuget hat? Den Liebesjünger wollen wir, sag' ich!“

„Den Apostelfürsten und keinen andern!“

„Jakobus der ältere soll her!“

Kurzum, jeder wollte seinen Apostel ob dem Hochaltar sehen. Da holte der Pfarrherr nochmals mächtig aus und legte sich für Mariä Himmelfahrt ins Zeug, daß es eine Art hatte. Er wolle aus seiner Kirchendecke ein kleines Abbild des Himmels machen lassen und da wüßte er wahrhaftig kein passenderes und würdigeres Bildnis für den Hochaltar, als die Gottesmutter und Himmelskönigin Maria, wie sie mit ausgestreckten Armen vom Sterbebett, aber lebend, jubelnd in den Himmel hinauffahre. Sie sei ihnen allen ja täglich die beste Fürbitterin und stehe doch gewiß weit über allen Aposteln und Heiligen, da sie Gottes Thron und Ohr am nächsten sitze. Zudem könne man ja, wenn es doch sein müsse, den Liebesjünger Johannes, den Apostelfürsten Petrus, Jakobus den ältern, den ungläubigen Thomas, überhaupt sämtliche Apostel als Nebenfiguren auf das Gemälde bringen.

Endlich gelang es dem Pfarrer doch mit Ach und Krach, und nachdem er heimlich mehrmals den heiligen Geist zu Hilfe gerufen, Mariä Himmelfahrt als Hochaltarbild durchzusetzen, unter der Bedingung freilich, daß die Apostel und, besonders sichtlich, der Liebesjünger Johannes mit auf das Gemälde kämen. Denn, sagte brummend der alte Kirchenvogt, er glaube sich um das Kirchenwesen von Stagelegg soviel verdient gemacht zu haben, daß sein Namensheiliger sich nicht hinter den andern Aposteln zu verbergen brauche.

Der übelhörige Jakobseh aber und der Gemeindepräsident, die es heimlich wurmte, daß der Liebesjünger auf dem Altarbild besonders hervortreten sollte, verlangten zuletzt mit

anerkennenswerter Hartnäckigkeit, das die Muttergottes mit sieben Schwertern in der Brust himmelfahren müsse.

Nur mit einem außerordentlichen Aufwand von Beredsamkeit brachte der Geistliche die beiden Bauern dahin, daß sie die Art der Ausführung der Himmelfahrt ihm und vorab dem Maler überließen. Wie sie aber heim zum Viehhüttern gehen wollten, hielt sie der Pfarrer zurück und sagte, er habe noch etwas wenigens zu verhandeln. Da hockten sie widerwillig noch einmal ab. Was er denn noch habe, wollte der Gemeindepräsident wissen.

„He,“ meinte der Pfarrer kurz, „der Maler, der da gestern beim Kirchenvogt eingezogen ist, muß ein Modell haben.“

„Was muß er haben?“

Die Bauern schauten erst den Pfarrer und dann sich gegenseitig nicht anders an, als ob einem jeden ein Horn aus der Nase wüchse.

Da erklärte der Geistliche die Bedeutung eines Modells, und als sie ihn nicht verstehen wollten, ging er noch weiter und suchte ihnen seinen Nutzen und seine Notwendigkeit möglichst klar zu machen, indem er die halbe Kunstgeschichte zitierte. Es dauerte aber ein geraumes Weilehen, bis er seinen Kirchenräten die Zweckmäßigkeit eines Modells beigebracht und ihnen begreiflich gemacht hatte, daß die Muttergottes dem Maler nicht persönlich erscheinen werde, damit er sie in aller Muße für ihr Kirchlein abmalen könne. Nach vielem Kopfschütteln der würdigen Kirchenpfleger fragte endlich der Gemeindepräsident Hanspeter: „Ja, um's Himmels willen, wer soll den aber das Modell oder wie's heißt, es ist ja ein Dreck daran gelegen, machen?“

Der Pfarrer schmunzelte, daß er sie glücklich soweit hatte. „Ja eben,“ sagte er dann mit schier besorgter Miene, „das ist die Frage: Woher das Modell nehmen? In den Städten gibt es Weibsbilder, die für Geld sich dazu hergeben. Zum einen sind es aber nicht immer die schönsten und täten sich weit eher für sündige Maria Magdalenen schicken als für die unbefleckte Jungfrau Maria. Und zum andern meine ich allerweil, wir könnten das billiger und besser im eigenen Lande finden.“

„Das meine ich auch,“ fiel der Kirchenvogt unbedenklich ein.

„Und so habe ich denn den Maler gefragt und er meinte, eure Tochter, Kirchenvogt, das Marieli wäre ein Modell für die Muttergottes wie gewünscht.“ (Fortf. folgt.)

Im «sonnigen» Süden.

Reise- und Hitzeplauderei von E. Trösch, Bern.

(Schluß.)

Es war in Lérici, einem wunderschön gelegenen Nest am Golf von Spezia, wo ich mich ein paar Tage von den Strapazen meiner Studienreise erholte. Der Ort, den eine gewaltige, imposante Burg beherrscht, besitzt einen vorzüglichen Badestrand, und das einfach, aber zweckmäßig eingerichtete Badeetablisement wurde jeden Tag von 600 bis 800 Personen aus Lérici selbst, aber auch aus Spezia und andern Orten am Golfe besucht. Eine doppelte Flucht von Ankleidekabinen flankierte eine zentrale Plattform, auf der getanzt, gespielt, gegessen und gezecht wurde. Solange eine der vor-

deren Kabinen frei war, wagte ich es, freilich nicht ohne Bedenken und nachträgliche Selbstvorwürfe, Börse und Uhr in meinen Kleidern zu belassen. Da aber die Kabinen unverschließbar waren, und zahlreiche Personen beiderlei Geschlechtes vor den Kabinen herumstanden oder ab- und zgingen, so nahm ich mir vor, meine Kabine fest im Auge zu behalten. Damit war's nun freilich so eine Sache in dem herrlichen Meerbad, wo man sich mit unbeschreiblichem Wohlgefühl von den sanften Wellen schaukeln ließ, wo man zum erstenmal ein Leben und Treiben, unendlich bunt und mannig-